

sionsvorsitzenden, die, weil gleichzeitig Leiter der entsprechenden Kurienbehörde, die Interessen der Kurie und damit der Minorität vertraten. Soetens zeigt, wie intensiv gerade in dieser Session die Bemühungen zahlreicher Bischöfe und Bischofsgruppen waren, eine Verbesserung zu erreichen, vor allem eine Erneuerung der Kommissionen, was allerdings nur in ganz bescheidenen Ausmaß gelang (343–360).

Mit den Arbeiten während der *Inter sessio* befaßt sich Evangelista Vilanova (401–573). Diese Monate standen vor allem unter dem Zeichen der Bemühungen um Kürzung der einzelnen Entwürfe und Straffung der Verhandlungsführung mit dem Ziel, in der dritten Sitzungsperiode das Konzil abschließen zu können. In der Konzilsliteratur hat sich dafür der Begriff „Döpfner-Plan“ eingebürgert, der auch hier als Gliederungsprinzip dient. In der Tat hatte Paul VI. am Ende der zweiten Sitzungsperiode den Münchener Kardinal Julius Döpfner beauftragt, einen solchen Plan zu entwerfen. Döpfners Vorschläge spielten zwar anfangs eine gewisse Rolle. Im Lauf der Überlegungen und Diskussionen änderten sich die Dinge dann so sehr, daß der Begriff „Döpfner-Plan“ die Sache nicht mehr trifft, zumal er suggeriert, es sei nur um die Vorschläge Döpfners gegangen, was keineswegs der Fall ist. Daher ist es auch sachlich unzutreffend, von einem „Untergang des Döpfner-Plans“ (507ff.) zu sprechen. Jedenfalls wuchs bei allen Beteiligten, auch bei Paul VI., gegen Ende der *Inter sessio* die Einsicht, daß ein Konzilsabschluß mit der dritten Sitzungsperiode wohl nicht mehr möglich sei, zumal die künftige Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute noch umfassende Diskussionen erforderte (466–492). Insgesamt gibt Vilanova in diesem Kapitel einen detaillierten Überblick über die Tätigkeit der einzelnen Kommissionen und die Ergebnisse ihrer Arbeit. Deutlich wird auch, welch massiven Druck Vertreter der Minorität – vor allem aus der Kurie – auf Paul VI. ausübten, um eine Änderung der Konzilstexte über die Kollegialität des Bischofsamtes zu erreichen (z. B. 492–494).

Das Thema des anschließenden Abschnitts – Aktivitäten einzelner Bischofskonferenzen und Ortskirchen während der *Inter sessio* (533–566)

– ist zu umfassend, die Quellenlage auch zu unterschiedlich, als daß es auf so wenigen Seiten einigermaßen erschöpfend behandelt werden könnte. Den Abschluß bildet eine wie immer souveräne Zusammenfassung des Ertrags der Sitzungsperiode vom Herausgeber Giuseppe Alberigo (573–600).

Im Unterschied zu den meisten bisherigen Arbeiten über das Konzil konnte dieses Werk die ganze Fülle von Informationen verarbeiten, die seit einigen Jahren zugänglich sind, wozu nicht nur die Bestände des von Paul VI. errichteten offiziellen Konzilsarchivs gehören, sondern auch die Nachlässe und Tagebücher zahlreicher Konzilsteilnehmer, vor allem derer, die eine führende Rolle spielten. Damit ist der Konzilsverlauf umfassend dokumentiert, und er wird hier in allen Details dargelegt. In dieser Hinsicht kann Alberigos Konzils-geschichte kaum mehr übertroffen werden. Nur teilweise erforscht sind allerdings die konkreten Beiträge einzelner Bischöfe und Theologen. Hier gibt es gerade in Deutschland – ganz im Unterschied zu Ländern wie zum Beispiel Frankreich und Belgien – erhebliche Defizite. Viele deutsche Diözesen haben die Konzilsarchive ihrer Bischöfe immer noch nicht zugänglich gemacht, und bei denen, die der Wissenschaft zur Verfügung stehen, wie das Archiv des Münchener Kardinals Döpfner, befindet sich die Erforschung noch in den Anfängen.

Wolfgang Seibel SJ

ZULEHNER, Paul M. – LOBINGER, Fritz: *Um der Menschen und der Gemeinden willen*. Plädoyer zur Entlastung von Priestern. Weitere Folgerungen aus der Studie PRIESTER 2000. Ostfildern: Schwabenverlag 2002. 195 S. Gb. 12,90.

In Zusammenarbeit mit Bischof Fritz Lobinger aus der südafrikanischen Diözese Aliwal und einer kleinen Vordenkergruppe aus der Erzdiözese Wien zieht Paul M. Zulehner in diesem Buch weitere Konsequenzen aus der von ihm geleiteten Studie PRIESTER 2000: „Tatsächlich zählen laut Studie zwei Drittel der befragten Priester (das kann sich wohl nur auf jene beziehen, die geantwortet haben, und das war nicht ganz die Hälfte, P. W.) in Österreich,

Deutschland-Ost und -West, in der Schweiz, in Polen und Kroatien zu den Grundstimmigen“ (17). Zulehner will verhindern, daß dieses Ergebnis von den kirchlichen Verantwortlichen zur Rechtfertigung von Belastungen „verzweckt“ wird, vor allem durch „die raumpflegerische Angleichung der pastoralen Einheiten an die schwindende Zahl der weniger und älter werdenden Priester“ (21).

Sein erstes Anliegen ist die Förderung der Kompetenz der Priester, besonders in den Bereichen: Gottesdienste leiten, Ritenkompetenz, diakonische Spiritualität, zeitgerecht verkündigen, leiten lernen. Im Anschluß daran befaßt er sich mit der Leitungskultur des Bischofsamtes und mit der Notwendigkeit der Frauenförderung in der Kirche. Eine Änderung des päpstlichen Standpunktes in der Frage der Frauenpriesterweihe hält er für möglich.

Als einen „anderen Ausweg aus dem Pfarrermangel“, als es die Weihe von verheirateten „*viriprobat*“ wäre, bezeichnet Zulehner, inspiriert von Bischof Lobinger, die „Idee von Priestern anderer Art“: „Es steht (bildlich gesprochen) in einer gläubigen Gemeinde nicht ein Priestersitz, sondern eine Priesterbank ... Dabei verschwindet der heute bekannte Priestertyp (Lobinger nennt ihn den ‚Paulus-Priester‘) nicht. Aber neben ihm entsteht ein neuer Typ auf der Priesterbank (der ‚Korinth-Priester‘)“ (95f.). Zulehner beruft sich dabei auf Tertullian, der sogar eine Art „Not-Eucharistiefeier“ unter der Leitung von Laien für möglich hielt. Diese Gemeindepriester neuer Art sollen „im Normalfall aus der eigenen Gemeinde kommen“ (96), in einem dreijährigen Kurs ausgebildet werden und ehrenamtlich wirken: „Sind sie verheiratet, wird für die Weihe um eine Ausnahme von der Zölibatspflicht ersucht“ (114).

Nach wie vor braucht es die „Priester herkömmlicher Art“, die als missionarische „Wanderpriester“ (131) Gemeinden gründen und „eine Handvoll solcher lokaler Gemeindepresbyterien formen und begleiten“ (140). Für diese „Paulus-Priester“, die als eschatologisches Zeichen den Zölibat leben sollen, schlägt Zulehner eine „Priesterausbildung neu“ vor, die den Kandidaten hilft, „den spirituellen Praxisschock zu vermeiden, sich selbst als Laie zu erfahren,

sich früh eine offene Zölibatskultur anzueignen, zeitoffen zu werden (zu bleiben)“ (143). An die Stelle der Priesterseminare sollen „Pfarrseminare“ treten, in denen speziell ausgebildete Pfarrer als „Pfarregenten“ tätig sind. Ein Plädoyer für den Priester als Brückenbauer, „der das Kreuz der Spannung zwischen moderner Kultur und ererbtem Evangelium produktiv durchhält“ (195), schließt das Buch ab.

Aus den vielen praktisch-theologischen Anregungen sei hier jene näher bedacht, die bereits großes Echo findet: Von einem Diskussionsbeitrag „Pauluspriester – Korinthpriester. Über den Weg in ein neugestaltetes Priesteramt“ von Zulehner und Lobinger, der in „Christ in der Gegenwart“ (vgl. Nr. 42/2002, 349 f.), vorgestellt wurde und von dessen Sonderdruck innerhalb eines Monats mehr als 30 000 Exemplare angefordert wurden. Auch wenn mit den „*viriprobat*“ schon bisher Personen gemeint waren, die sich in Gemeinden bewährt haben und normalerweise für diese geweiht werden, könnte es die klare Trennung der beiden Arten von Priestern der Kirchenleitung erleichtern, den Zölibat für diese „neue“, gemeindegebundene Form des Amtspriestertums freizustellen.

Doch dann brechen die nächsten Fragen auf: Wie kommen jene „gut entwickelten Gemeinden“ (Sonderdruck) zustande, in denen die „Korinth-Priester“ heranwachsen? Oder anders: Woher kommen die nötigen „Pauluspriester“, die erst Gemeinden gründen und begleiten müssen, damit dort lokale „Gemeindepresbyterien“ entstehen können? Brauchen nicht gerade sie den Rückhalt in lebendigen Gemeinden? Gibt es für den „Priestermangel und Gemeindemangel“ (92) nicht tiefere Ursachen, die in der derzeitigen Situation des Glaubens und der Kirche zu suchen sind und zuerst behoben werden müßten? Eine weitere Frage ist die nach der Leitung in Gemeinden mit solchen Presbyterien.

Eine Vorbedingung für die Lösung der Priesterfrage ist eine tiefere Klärung des Verhältnisses zwischen dem gemeinsamen und dem amtlichen Priestertum. Denn Brückenbauer „zwischen moderner Kultur und ererbtem Evangelium“ sollen alle Gläubigen sein. Die spezifische Aufgabe der Amtspriester dürfte

jene sein, die Zulehner auch nennt, nämlich sicherzustellen, daß die „kirchlichen Gemeinschaften in der Spur des Evangeliums bleiben“ (191), was konkret wohl heißt: Zeichen und Werkzeug für die Einheit der Teilkirchen und Gemeinden mit der Gesamtkirche und durch deren Vermittlung mit Jesus Christus zu sein.

Das bedeutet eine Brückenbauerfunktion eigener Art, die heute besonders schwierig ist, nämlich jene zwischen den Gemeinden vor Ort und der zentralen kirchlichen Leitung. Auch diese Fragen zeigen: Dieses Buch ist eine große Herausforderung für die Praxis und die Theorie kirchlichen Lebens. *Paul Weiß*

Geschichte

LUTTERBACH, Hubertus: *Gotteskindschaft*. Kultur- und Sozialgeschichte eines kirchlichen Ideals. Freiburg: Herder 2003. 483 S. Gb. 45,-.

Wie fruchtbar es sein kann, einen theologischen Zentralbegriff auf seine kulturellen und sozialen Implikationen abzuhorchen, zeigt Hubertus Lutterbachs Gang durch 2000 Jahre abendländischer Christentumsgeschichte: Wenn Gotteskindschaft ein christliches „Schlüsselbild“ und „Ideal“ ist, kann sie zum roten Faden werden, an dem sich eine Vielfalt religiöser, liturgischer, ethischer, kultureller und sozialer Phänomene in Geschichte und Gegenwart unserer abendländischen Gesellschaft aufreihen läßt.

Lutterbachs Buch informiert nicht nur, es vermittelt auch in reichem Maß (teils überraschende) Einsichten. Es beginnt nach einleitenden Überlegungen zur Forschungsgeschichte, der Präzisierung der eigenen Forschungsinteressen sowie einem kurzen Blick auf die Vorstellungen von Gotteskindschaft in der heidnischen Philosophie und im Alten Testament mit einem Streifzug durch das Neue Testament. Darin wird in aller Kürze unter den Überschriften „... aus Gott geboren“ (Johannes), „Wir heißen Kinder Gottes und wir sind es“ (Paulus) und „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder“ (Evangelien) das biblische Fundament der folgenden Kapitel skizziert. Denn es geht Lutterbach nicht um Bibeltheologie, sondern um eine Kultur- und Sozialgeschichte des Kindes. Nun hat Gotteskindschaft, exegetisch und theologisch betrachtet, an und für sich mit Alter und Lebensjahren nichts zu tun. Ein Greis kann in der Nachfolge Jesu jugendlichen Elan entwickeln und ein verdrossener jugendlicher Christ alt aussehen. Aber das Ideal der „Gotteskindschaft“ fokussiert die christlich

orientierte Blickrichtung auf die Stellung des Kindes und die zahlreichen Konsequenzen, die sich aus der religiösen und gesellschaftlichen Bewertung des Kindesalters ergeben.

Was aus der im Neuen Testament aufgespürten Wurzel entstanden ist, entfaltet Lutterbach in den folgenden sechs Kapiteln. Nicht alles ist gleichgewichtig. Neben ausgesprochen innovativen ethischen Konsequenzen und gesetzgeberischen Maßnahmen – man denke an die von Anfang an in der Kirche geltenden Verbote der Kindstötung und Abtreibung sowie den Beginn der Fürsorge für Waisenkinder (vgl. 175–191) – stehen Absonderlichkeiten und Skurrilitäten mit Ausführungen über Kinderärzte, Kinderbischöfe, „Engelknaben“ und verschiedene Formen der Jesuskinderverehrung (vgl. 158–163; 217–229; 227–282). Unbezweifelbar kommt auch ein subjektives Element in die Auswahl und Gewichtung der einzelnen Themen durch die besonderen Vorlieben des Verfassers, über die er im Vorwort berichtet. Zum Beispiel geht die ausführliche Behandlung der Gotteskindschaft als Leitbild der Quäker auf persönliche Kontakte des Verfassers mit dieser Gruppe zurück (vgl. 262–270). Aber diese Unausgewogenheit macht zugleich den Reiz der Darstellung aus, die vielleicht nicht die Seriösität eines lexikalischen Abschlußberichts besitzt, dafür aber bunt wie das Leben ist.

Was alles geboten wird, läßt sich hier nicht aufzählen. Ein paar Hinweise, die Lust auf die Lektüre des Buchs machen, seien dennoch gegeben: Unübersehbar sind die Auswirkungen, welche die Einschätzung der Kindheitsphase auf die Verantwortung der Gesellschaft für Ausbildung und Schule besitzt. Pädagogische